

Vergils Aeneis und Appenzell

Autor(en): **Lesky, Albin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde**

Band (Jahr): **61 (1971)**

PDF erstellt am: **18.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1004229>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Meine steirische Heimat liegt von dem schönen Appenzeller Land ein gutes Stück ab, und doch lief bei uns in meiner Kinderzeit, noch vor dem ersten der Kriege, die Europa zerstörten, der Spottvers um:

Mein Vater ist ein Appenzeller,
Frißt den Kas mitsamt dem Teller.

Wenn ich mich heute frage, was wir uns bei diesen Worten eigentlich dachten, komme ich auf die absurde Vorstellung, die Appenzeller seien so eßgierige Leute gewesen, daß sie mit ihrem Käse gleich auch den Teller hinunterschlangen. Aber ich habe viel später auch Schweizer getroffen, die mit dem Vers nichts anzufangen wußten. Erst vor kurzem hat mir ein Artikel Walter Kollers in dem hübschen Merian-Hefte «St. Gallen und Appenzell» (6/XXII) die richtige Belehrung gebracht. Der Verfasser hat in seiner Skizze des Appenzeller Brauchtums unseren Vers in einer etwas manierlicheren Form als jener gebracht, die unter uns steirischen Buben umlief:

Mein Vater ist ein Appenzeller,
er ißt den Käs mitsamt dem Teller.

Koller gibt die Erklärung: «Die alten Verse beweisen, daß die Appenzeller, die seit über 1500 Jahren das Voralpengebiet zwischen dem Bodensee und Säntis bewohnen, wirklich Humor haben. Denn dieses 'den Käs mitsamt dem Teller essen' besagt nämlich: Sie waren sehr arm, so arm, daß sie gar keine Teller hatten, sondern den Käse auf Brotscheiben legten und beides zusammen verspeisten.»

Dieses Spiel mit der im Hunger verzehrten Unterlage der Speise findet sich nun in einer literarisch völlig anders gelagerten Partie und hat dort die Rolle eines wichtigen Motivs.

Das dritte Buch der Aeneis ist reich an Orakeln, die auf die italische Sendung des aus Troia flüchtigen Aeneas weisen. Dazu gehört auch ein Spruch, den die Troer auf den Strophaden erhalten. Dort mußten sie sich mit ihren Waffen der Harpyien erwehren, die ihnen ihre Speisen in ekelhafter Weise beschmutzten. Die üblen Dämonen fliehen, aber eine von den Harpyien, die Celaeno, erteilt ihnen eine böse Prophezeiung (3, 253):

Nach Italien wollt ihr, und mit dem berufenen Winde
Sollt nach Italien ihr und landen in sicherem Hafen.
Doch ihr könnt die verheißene Stadt nicht eher mit Mauern
Gürten, als ihr, den Mord zu sühnen, in grimmigstem Hunger
Selbst die Tische benagt und gierig hinuntergewürgt habt!

(übersetzt von August Vezin)

Eisiger Schreck befällt Aeneas und die Seinen, arger Hunger (*dira fame*) ist ihnen verheißen. Aus welcher Not wird er über sie kommen?

Der Spruch wird im selben Gesange (394) von Helenus, dem Priamossohne, erwähnt, den Aeneas in Epirus antrifft. Der Seher nennt ihm das Omen einer Wildsau mit dreißig eben geworfenen Ferkeln als Verkündigung des ihm bestimmten Zieles und stellt daneben auch das Zeichen der verzehrten Tische.

Die Erfüllung kommt im siebenten Gesange. Aeneas und seine Gefährten befinden sich nun auf italischem Boden, ihres kommenden Schicksal noch ungewiß. Man hat sich unter dem Geäst eines hohen Baumes gelagert, um eine bescheidene Mahlzeit zu halten. Als Unterlage benützt man flaches Fladengebäck (109: *adorea liba*), worauf man Früchte des Landes legt. Diese vermögen aber den Hunger nicht zu stillen und so beginnt man, auch die plattenartigen Fladen aufzuessen (115: *patulis nec parceret quadris*). Zu dem Wort *quadra* bemerkt der alte Georges: «ein viereckige Eßtisch, nach Varro L.L. 5, 118: dah. *quadrae* von den Brotscheiben welche die Trojaner statt der Tische (od. Teller) gebrauchten.»

Während des Mahles ruft Iulus auf einmal nichtsahnend: «Ei, sogar die Tische verzehren wir!» (116: *heus etiam mensas consumimus*). Da erkennt Aeneas die Erfüllung des Spruches und begrüßt das ihm bestimmte Land.

Es ist eine außerordentlich feine Pointe, daß die düstere Prophezeiung der Celaeno von furchtbarem Hunger nun im Rufe des Iulus eine zwar schicksalsträchtige, aber harmlos-unbeschwerliche Lösung findet; 128 *haec erat illa fames?*

Daß Aeneas in der eben geschilderten Szene von einer Prophezeiung seines Vaters Anchises spricht, während wir im dritten Gesange Celaeno diesen Spruch verkünden hörten, ist ein Problem für sich, das hier keine Bedeutung hat. Immerhin kann man daran erinnern, daß Vergil, der nach antikem Bericht seine Aeneis partienweise in einer nur von seiner Belieben diktierten Folge in Verse brachte, das Epos vor seinem Tode als unvollendet betrachtete. Nur von philologischem Interesse ist es auch, daß verschiedene antike Quellen es sichern, daß unser Orakelmotiv nicht Vergils Erfindung, sondern ihm schon von der Überlieferung gegeben war.

Aber nun zu der Frage, die hinter all dem bisher Gesagten auftaucht! Die Identität des Motivs im Spottvers über die Appenzeller und in der Erzählung Vergils ist evident: da und dort wird aus Hunger die Unterlage der Speise, hier der «Teller», dort die *quadra* mitaufgegessen. Haben wir uns nun bei der Feststellung einer an sich recht interessanten Spontanparallele zu bescheiden, die immerhin ein paar Zeilen verdient? Wäre der Gedanke an einen Zusammenhang nichts anderes als ein Beweis mehr für den Leichtsinn im Vergleichen, und würde er Vorwürfe rechtfertigen, die man der vor Jahrzehnten so florierenden Motivforschung nicht immer ersparen konnte?

So einfach liegen die Dinge aber nicht! Eine Reihe von Überlegungen meldet ihr Recht an, die zur Seite zu schieben nicht minder leichtfertig wäre als die rasche Annahme eines Zusammenhanges. Da müssen wir zunächst Widerspruch gegen eine Formulierung in dem eingangs zitierten,

lehrreichen Artikel von Walter Koller anmelden: «Ein vielgesungenes Spottlied der Appenzeller», das von ihrem Humor zeuge? So pflegt solche meist scherzhafte, mitunter auch recht unfreundliche Nachrede nicht zu entstehen. Vielmehr ist der lustige Vers nur ein Beispiel unter hundert und tausenden für jenen Nachbarspott, der ganz einfach ein Urphänomen menschlicher Beziehungen darstellt. Daß ihn alemannischer Individualismus in meist heiter-bunten, mitunter auch scharf duftenden Blüten besonders reich gedeihen läßt, weiß jeder, der Schweizer Art kennt und liebt.

Von vorneherein ist es nun wahrscheinlich, daß unser Spottvers über die Appenzeller in einer mit Hausrat besser bestellten, wohlhabigen Siedlung entstanden ist. Am liebsten dächte man an eine solche städtischer Art, in der man sich über die primitive Lebensart armer Bauern lustig machte. Da braucht man aber nicht weit zu suchen, denn schon der Titel des früher genannten Merianheftes gibt die Antwort und bezeichnet das Spannungsfeld, in dem unser Vers steht: «St. Gallen und Appenzell.»

Haben wir aber einmal St. Gallen als den wahrscheinlichen Ursprungsort des nachbarlichen Spottes erkannt, dann verliert der Gedanke, ein Motiv der Aeneis könnte in einem Vers über die Appenzeller sein merkwürdiges Fortleben führen, sogleich alles Befremdliche. Was sagt Gerhard Nebel im selben Merianhefte über die Stadt? «St. Gallen ist einer der Ursprünge des Abendlandes, wie Aachen, wie Fulda, wie die Reichenau – das Abendland verstanden als eine Hochzeit des frischen germanischen Blutes mit der griechisch-römischen Bildung und dem christlichen Glauben.» Wir brauchen aber nicht bei der allgemeinen Überlegung zu bleiben, daß an dieser Stätte mönchischer Pflege klassischer Kultur Vergil seinen besonderen Platz hatte. Unter den rund 2000 Handschriften der Bibliothek – Nebel nennt sie das Herzstück von St. Gallen – befindet sich, heute nur mehr in Fragmenten, eine der wertvollsten Vergilhandschriften, der ehrwürdige Sangallensis 1394, wahrscheinlich aus dem 5. nachchristlichen Jahrhundert!

Man darf bei Problemen dieser Art (und unser kleines steht für tausend andere) nie eine falsche Sicherheit vortäuschen. Trotz allen hier angestellten Überlegungen ist reiner Zufall nicht auszuschließen, wahrscheinlicher aber ist es, daß sich ein guter Vergilkenner aus klösterlichem St. Gallener Bereich im Appenzeller Land der mitverzehrten «Tische» der Aeneis erinnerte und ein Motiv des großen römischen Dichters in handfestes Deutsch übertrug.